



An der Wiener Staatsoper fand Elisabeth Schwarzkopf ab 1944 für kurze Zeit wieder eine künstlerische Heimat

Elisabeth Schwarzkopf

Wahrheit wird ihre Wirkung tun

Klärendes Licht in den nebulösen Zeitabschnitt der Jahrhundertstimme

Ihre zarten, überirdisch schönen Pianotöne, ihr unverkennbares Timbre und ihre subtilen farblichen Schattierungen waren ihr Markenzeichen. Insbesondere mit ihren Mozart- und Straussinterpretationen setzte Elisabeth Schwarzkopf hohe Maßstäbe.

Am 9. Dezember 2015 feierte die Musikwelt den 100. Geburtstag der Jahrhundertssängerin. Da trifft es sich gut, dass erst kürzlich ein Dokument zum Vorschein gekommen ist, das ein anderes Licht auf die unrühmliche politische Vergangenheit der Sopranistin wirft – ihre Mitgliedschaft in der NSDAP.

Elisabeth Schwarzkopf selbst hatte sich dazu widersprüchlich geäußert, Biografen und Publizisten unterstellten ihr zeit ihres Lebens rücksichtslosen Karrierismus.

Der vier Seiten lange Brief an einen Doktor Rathenau, vermutlich ein entfernter Verwandter des 1922 ermordeten Reichsaußenministers Walther Rathenau, entkräftet solche harschen Vorwürfe. Ich fand ihn kürzlich im Nachlass des 2012 verstorbenen Tonmeisters Johann-Nikolaus

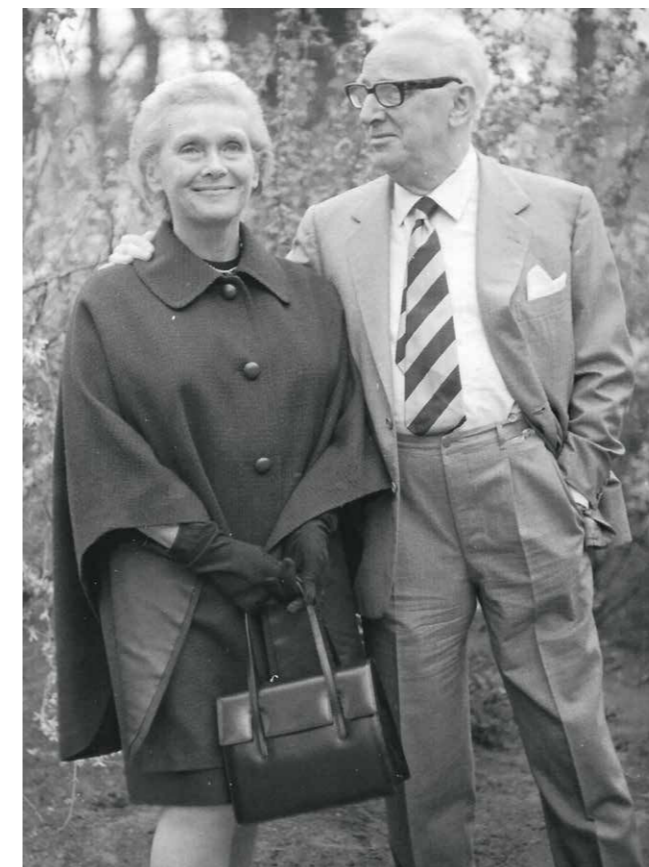
Matthes als Teil einer Materialsammlung, die als Vorlage zu den Memoiren der Sängerin dienen sollte. Matthes sollte Schwarzkopf bei diesem Projekt unterstützen, aber dazu kam es nicht mehr.

Verfasst hat dieses Schreiben der Vater der Sängerin, Friedrich Schwarzkopf. Er war nachweislich als Sozialdemokrat ein Feind der Nationalsozialisten. Weil er sich geweigert hatte, in seiner Schule in Cottbus ein Parteifest für die braunen Machthaber auszurichten, wurde er 1933 »durch ein Telegramm des Regierenden Präsidenten fristlos aus seiner Stellung als Gymnasialdirektor entlassen«. Nach ihrem Abitur wurde auch Elisabeth diskriminiert: »Die Zulassung zur Universität wurde ihr auf dem Reifezeugnis ausdrücklich versagt – die Tochter des politisch Verdächtigen ehemaligen Direktors durfte nicht an die Universität«. Glücklicherweise war sie darauf nicht angewiesen, »bezog stattdessen mit Freude die Hochschule für Musik in Berlin«.

Aufgrund besonderer Leistungen erhielt die junge Sängerin 1938 ihr erstes Engagement am Deutschen Opernhaus

in Berlin-Charlottenburg, dort debütierte sie als zweites Blumenmädchen im »Parsifal«. Aber fortan wuchs der politische Druck auf die junge Sängerin, wurde ihr unzählige Male »mit der Ungnade des Ministers Goebbels gedroht«.

In der wichtigsten Passage geht es um die näheren Umstände zum Parteibeitritt. Bei der Entnazifizierung habe seine Tochter, »trotz dem auf sie verübten Druck so nobel wie sie das von Hause aus war« und »ohne Furcht vor den unbekanntem Größen, denen sie ausgeliefert war«, verschwiegen, »dass der Vater es war, der, bedroht von der Hetzjagd, in der sich seit 1933 die Familie befand, sie gebeten hatte: »Gib dem ewigen Drängen und der Androhung von Repressalien gegen uns nach und melde Dich zum Eintritt in die Partei! Dann werden wir weiter sehn.« Als gehorsame Tochter folgte Elisabeth den Weisungen



Oben Vergangenheitsbewältigung mit Beistand: Gemeinsam mit ihrem Ehemann Walter Legge (hier bei Aufnahmen 1975 im Telefunken-Studio Berlin) hatte sich Elisabeth Schwarzkopf mit nie beendeten oder geklärten Vorwürfen auseinandersetzen müssen

Links: Mit ihrem Buch »Elisabeth Schwarzkopf – Vom Blumenmädchen zur Marschallin« schuf die Autorin Kirsten Liese die Grundlage für die Recherchen zu dem Thema Vergangenheitsbewältigung. Die zweisprachige Ausgabe des Buches in Deutsch/Englisch ist nur noch auf Amazon erhältlich. Die erweiterte englische Lizenzausgabe, 2009 bei Amadeus Press in New York erschienen, ist auch noch über den Verlag und Händler englischer Ausgaben zu erwerben

ihres Vaters. Der wusste wohl sehr gut, dass ihre Laufbahn beendet gewesen wäre, wenn sie 1941 die Mitgliedschaft verweigert hätte. Die junge Sopranistin war mit 25 Jahren international noch zu wenig bekannt, um als Emigrantin im Ausland Fuß zu fassen.

Das Jahr 1942 hätte vielleicht unter einem besseren Stern gestanden, wenn die junge Sängerin nicht zu allem Übel noch an Tuberkulose erkrankt wäre. Für ein halbes Jahr musste sie in die Tatra. Nach ihrer Genesung wechselte sie in der Spielzeit 1943/44 an die Wiener Staatsoper, der Dirigent Karl Böhm hatte sich dort sehr um sie bemüht. Laut den Zeilen von Friedrich Schwarzkopf ließen die Nationalsozialisten die Sängerin aber noch immer nicht in Ruhe. Im Mai 1944 zitierte Goebbels sie zu einer Berliner Kommission unter dem Vorsitz von Rainer Schlösser. Friedrich Schwarzkopf begleitete seine Tochter zu dieser Verhandlung, da »sie völlig verängstigt war«. Was wohl hinter den Türen geschah, berichtet er nicht, aber seinen Ausführungen nach zu schließen, muss Elisabeth abermals massiv unter Druck gesetzt worden sein, stürzte sie doch am Ende »schreiend aus dem Saal« und fiel ihrem Vater, »von tödlicher Angst erfüllt, in die Arme«. Goebbels wollte sie offenbar mit Gewalt nach Berlin zurückholen. Am Ende blieb Elisabeth Schwarzkopf aber in Wien. Nicht wohl zuletzt, weil das Deutsche Opernhaus schon ausgebombt war und das Konzertleben in Berlin mehr und mehr brach lag.

Abschließend erklärt Vater Friedrich, warum er sich nicht schon viel früher zu Wort meldete. Er hatte seine Tochter und seine Frau im Frühjahr 1945 aus den Augen verloren und fand sie erst nach langem Suchen im August 45 wieder. Da aber »hatte das Kesseltreiben gegen Elisabeth« schon begonnen, ohne dass er eingreifen konnte, als Reichsdeutsche mussten die Eltern Österreich umgehend wieder verlassen: »Niemals bin ich selbst zu der Angelegenheit vernommen worden, obwohl ich noch 1948 in Salzburg persönlich darauf gedrungen hatte.«

Kirsten Liese

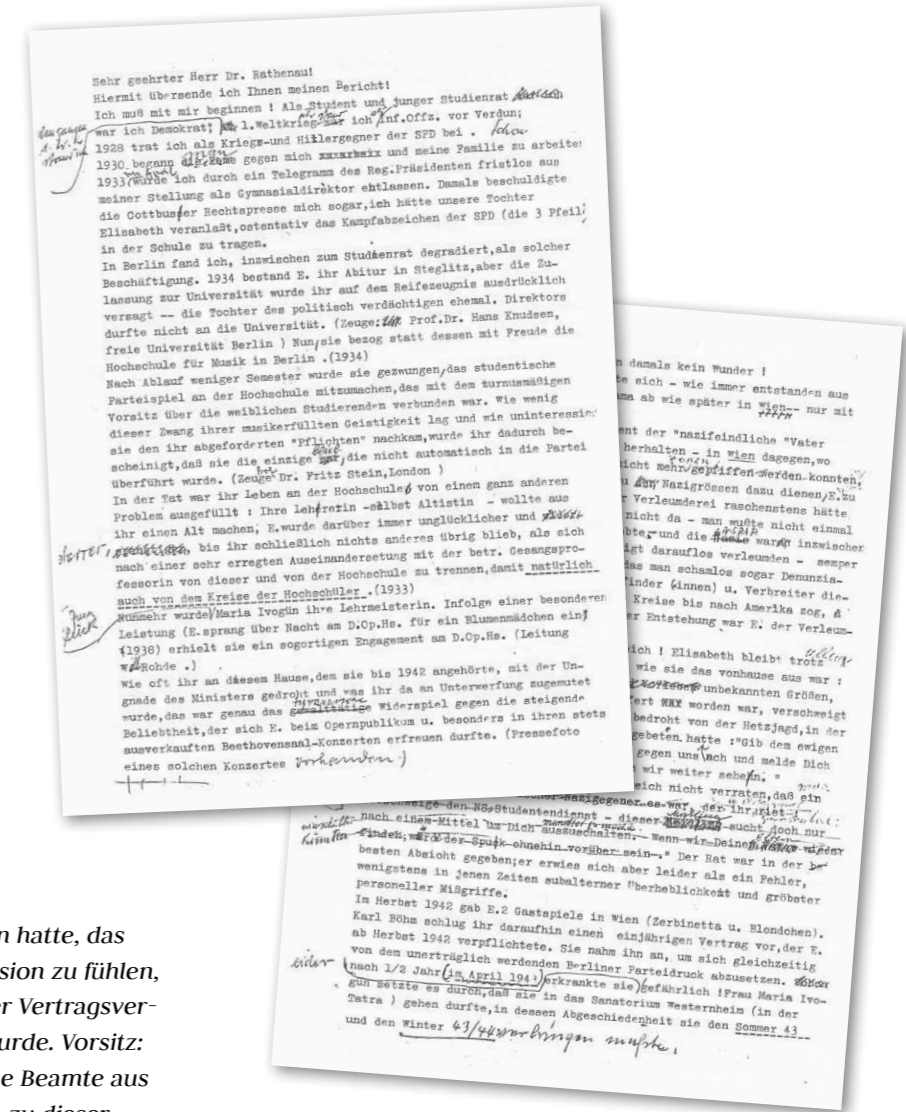
Friedrich Schwarzkopfs Brief an Dr. Rathenau:

Hiermit übersende ich Ihnen meinen Bericht!

Ich muß mit mir beginnen! Als Student und junger Studienrat war ich Demokrat: den ganzen 1. Weltkrieg stand ich als Inf.Offz. (Infanterie-Offizier) vor Verdun; 1928 trat ich als Kriegs- und Hitlergegner der SPD bei. Schon 1930 begann man gegen mich und meine Familie zu arbeiten. 1933 im April wurde ich durch ein Telegramm des Regierenden Präsidenten fristlos aus meiner Stellung als Gymnasialdirektor entlassen. Damals beschuldigte die Cottbusser Rechtspresse mich sogar, ich hätte unsere Tochter Elisabeth veranlasst, ostentativ das Kampfabzeichen der SPD (die drei Pfeile) in der Schule zu tragen. In Berlin fand ich, inzwischen zum Studienrat degradiert, als solcher Beschäftigung. 1934 bestand Elisabeth ihr Abitur in Steglitz, aber die Zulassung zur Universität wurde ihr auf dem Reifezeugnis ausdrücklich versagt – die Tochter des politisch Verdächtigen ehemaligen Direktors durfte nicht an die Universität (Zeuge: Prof. Dr. Hans Knudsen, Freie Universität Berlin). Nun, sie bezog stattdessen mit Freude die Hochschule für Musik in Berlin (1934). Nach Ablauf weniger Semester wurde sie gezwungen, das studentische Parteienspiel an der Hochschule mitzumachen, das mit dem turnusmäßigen Vorsitz über die weiblichen Studierenden verbunden war. Wie wenig dieser Zwang ihrer musikerfüllten Geistigkeit lag und wie uninteressiert sie den ihr abgeforderten »Pflichten« nachkam, wurde ihr dadurch bescheinigt, dass sie die einzige blieb, die nicht automatisch in die Partei überführt wurde (Zeuge: Prof. Dr. Fritz Stein, London) In der Tat war ihr Leben an der Hochschule von einem ganz anderen Problem ausgefüllt: Ihre Lehrerin – selbst Altistin – wollte aus ihr einen Alt machen, Elisabeth wurde darüber immer unglücklicher und starrer, bis ihr schließlich nichts anderes übrig blieb, als sich nach einer sehr erregten Auseinandersetzung mit der betroffenen Gesangsprofessorin von dieser und der Hochschule zu trennen, damit natürlich auch von dem Kreise der Hochschüler. Nunmehr wurde zum Glück Maria Ivogün ihre Lehrmeisterin. Infolge einer besonderen Leistung (Elisabeth sprang über Nacht am Deutschen Opernhaus für ein Blumenmädchen ein 1938) erhielt sie ein sofortiges Engagement am Deutschen Opernhaus (Leitung: Rohde). Wie oft ihr an diesem Hause, dem sie bis 1942 angehörte, mit der Ungnade des Ministers gedroht und was ihr da an Unterwerfung zugemutet wurde, das war genau das tyrannische Widerspiel gegen die steigende Beliebtheit, die sich Elisabeth beim Opernpublikum und besonders in ihren stets ausverkauften Beethoven-Saal-Konzerten

erfreuen durfte (Pressefoto eines solchen Konzertes vorhanden). Bei dem Zauber ihrer Stimme schon damals kein Wunder! 1938-42: Hier am Opernhaus spielte sich – wie immer entstanden aus Neid und Missgunst – das gleiche Drama ab wie später in Wien – nur mit den umgekehrten Vorzeichen! In Berlin musste im geeigneten Moment der »nazifeindliche« Vater als Druckmittel gegen die Tochter herhalten – in Wien dagegen, wo diese Töne seit 1945 nicht mehr zogen, mussten plötzlich erdichtete Nazigrößen dazu dienen, Elisabeth zu unterdrücken. Der Vater, der dieser Verleumderei raschenstens (sic!) hätte ein Ende machen können, der war ja nicht da – man wusste nicht einmal, wo er sich befand und ob er noch lebte. Und die NSDAP war inzwischen versunken; also konnte man unbehelligt darauf los verleumden – semper aliquid haeret! Das ging soweit, dass man schamlos sogar Denunzianten erfand und sie ihr anhing. Erfinder (innen) und Verbreiter dieser gefährlichen Pragmatik, die ihre Kreise bis nach Amerika zogen, sind mir heute bekannt, zur Zeit ihrer Entstehung war E. der Verleumdung schutzlos preisgegeben. Und was geschieht nun 1945 in Österreich! Elisabeth bleibt trotz allem auf sie verübten Druck so nobel wie sie das vonhause aus war: Ohne Furcht vor den unbekanntem Größen, denen fatalerweise ein schwieriges Richteramt ausgeliefert war, verschweigt sie, dass (1941) der Vater es war, der, bedroht von der Hetzjagd, in der sich seit 33 die Familie befand, sie gebeten hatte: »Gib dem ewigen Drängen und der Androhung von Repressalien gegen uns nach und melde Dich zum Eintritt in die Partei! Dann werden wir weiter sehn.« Sie hat auch dem Haupttreiber in Österreich nicht verraten, dass man ihr in Österreich geraten hat, (nicht ganz klar, viele Durchstreichungen): den NS-Studentendienst zu verschweigen, weil man nur nach einem Mittel suche, sie mundtot zu machen. Der Rat war in der besten Absicht gegeben, er erwies sich aber leider als ein Fehler, wenigstens in jenen Zeiten subalterner Überheblichkeit und größter personeller Missgriffe. Im Herbst 1942 gab E. zwei Gastspiele in Wien (Zerbinetta und Blondchen). Karl Böhm schlug ihr daraufhin einen einjährigen Vertrag vor, der Elisabeth ab Herbst 1942 verpflichtete. Sie nahm ihn an, um sich gleichzeitig von dem unerträglich werdenden Berliner Parteidruck abzusetzen. Nach ½ Jahr im April 1943 erkrankte sie leider gefährlich! Frau Maria Ivogün setzte es durch, dass sie in das Sanatori-

um Westernheim (in der Tatra) gehen durfte, in dessen Abgeschiedenheit sie den Sommer 43 und den Winter 43/44 verbringen musste. Erst am 16.4.44 trat sie zum ersten Male wieder in Wien auf. (Blondchen) 4 Wochen später, am 15.5.44 erhielt sie, – wohl veranlasst durch die begeisterte Kritik der Wiener Presse – von der damaligen »Reichskulturkammer« ein Schreiben, datiert vom 11.5.44 – von dem ich eine Fotokopie beifüge. Das Schreiben beweist genau das, das mir für Sie, sehr geehrter Herr Rathenau, zu sein scheint, nämlich 1) Elisabeths ablehnende Einstellung gegen den ganzen Berliner Krampf, 2) die Wut des Dr. Göbbels gegen sie (worüber übrigens auch Pliviers Stalingrad eine Andeutung bringt). Der Tenor des Schreibens ist absichtlich gemildert gegenüber dem tatsächlichen Auftrag Göbbels. Das erfuhr ich September 1944 von dem Generalsekretär, der den redigiert hatte. Welchen Auftrag Göbbels wirklich gegeben hatte, das bekam Elisabeth von der Berliner Kommission zu fühlen, vor der sie Ende Mai zur Untersuchung der Vertragsverwicklung (??) zu erscheinen gezwungen wurde. Vorsitz: Rainer Schlösser, anwesend weitere 4 hohe Beamte aus dem Propaganda-Ministerium. Ich habe E. zu dieser Verhandlung begleitet, da sie völlig verängstigt war, und bin vorsorglich im Vorzimmer geblieben. Nach 1 Stunde stürzte sie schreiend aus dem Saal und fiel mir, von tödlicher Angst erfüllt, in die Arme, allmählich herzerbrechend weinend, ohne dass nur einer ihrer Peiniger es für nötig hielt, nach ihr zu fragen oder wenigstens ein Glas Wasser herauszubringen. Wir werden diesen Akt der Brutalität nie vergessen! Göbbels wollte Elisabeth eben mit Gewalt nach Berlin zurückhaben und Schlösser zwang sie infolgedessen unter vernichtenden Drohungen zur Zusage, um sich selbst vor seinem Ministier zu salvieren. Zur Strafe aber für ihr renitentes Verhalten strich Gö. persönlich sie aus der Liste derjenigen Künstler, die von der Rüstungsindustrie frei zu stellen waren. Das erfuhr ich von dem Generalsekretär. Damit wäre Elisabeths Schicksal wohl besiegelt gewesen, wenn nicht wieder ärztliche Atteste, die sich auf ihre eben überstandene schwere Erkrankung bezogen und deren Wiederauflammen befürchteten, es bewirkt hätten, dass sie »nur« zum künstlerischen Einsatz kommandiert werden sollte, was auch geschah. Darüber kam das Kriegsende!



Am Attersee fand ich Elisabeth zusammen mit meiner Frau, die ich im September 44 nach unserer 3. Berliner Ausbombung nach Österreich hatte bringen können. Die Verbindung mit beiden war von Februar bis April 45 völlig unterbrochen. Das Wiederfinden gelang mir nach langem Suchen August 45. Inzwischen hatte das Kesselreiben gegen Elisabeth begonnen, ohne dass wir eingreifen konnten, da wir als Reichsdeutsche Österreich umgehend wieder verlassen mussten. Niemals bin ich selbst vor der Angelegenheit vernommen worden, obwohl ich noch 1948 in Salzburg persönlich darauf gedungen hatte. Sehr geehrter Herr Rathenau, ich meine, vorerst alles Wichtige gesagt zu haben, und bin überzeugt davon, dass die Wahrheit ihre Wirkung tun wird. Sollten Sie noch weitergehende Fragen haben, so stehe ich gern zur Verfügung. Mit ausgezeichneter Hochachtung und freundlicher Begrüßung, Ihr sehr ergebener FS

Fotos Lillian Fayer, KL, Peter Schwing